



Freitag, 17. April 2026, 15:00 Uhr
~9 Minuten Lesezeit

Die blinden Flecken der „Helfer“

Ende März 2026 erreichte die internationale Solidaritätsflottille „Nuestra América“ den Hafen von Havanna — die vermeintlich humanitäre Aktion löste bei Kubanern Kritik aus.

von Anyi Romera
Bild: Collage mit Foto von Shutterstock.com (Gimas)

Rund 650 Aktivisten aus 33 Ländern kamen letzten Monat nach Havanna, um ihre Solidarität mit Kuba

gegen die kriminelle US-Blockade auszudrücken. Mit Schiffen und Flugzeugen erreichten die Delegationen die Insel. Sie starteten von der Küste der mexikanischen Halbinsel Yucatán und genossen sogar die Unterstützung der mexikanischen Regierung, die den Konvoi mit einem Schiff der Marine begleiten ließ. Andere Gruppen reisten von den USA und Italien aus per Flugzeug an. In Havanna fand ein offizieller Empfang statt. Der Konvoi beförderte wichtige humanitäre Hilfsgüter wie Lebensmittel, Medikamente und Ausrüstung zur Energieversorgung. Der kubanische Präsident Miguel Díaz-Canel dankte den internationalen Aktivisten und Organisationen, während die Lebensrealität der kubanischen Bevölkerung wenig Beachtung fand. Eine junge Journalistin aus Kuba schildert ihre Perspektive, die von internationalen linken Friedensaktivisten – bei allen guten Absichten – oft übersehen wird.

Im März 2026 herrschte in Kuba ein einziges Chaos. Drei Ausfälle im nationalen Stromnetz – zwei davon in derselben Woche –, der legendäre kubanische Liedermacher Silvio Rodríguez wünschte sich eine AKM, um der US-Armee die Stirn zu bieten, die US-Medien spekulierten über Trumps Absichten gegenüber Kuba und Donald Trump und Marco Rubio dementierten alles.

Kubaner äußerten sich in den sozialen Netzwerken unablässig zu allem. Ausländer, die eine Woche in Kuba verbracht haben oder nur am Rande davon gehört haben, äußerten ebenfalls ihre Meinung. Kubaner auf der Insel lernten, ohne Strom zu überleben, kochten mit Holzkohle und wussten nicht, was sie von alledem halten

sollten.

Und mittendrin: Der Hilfskonvoi. Eine Gruppe engagierter Ausländer beschloss, mit mehreren Tonnen humanitärer Hilfsgüter und Solarmodulen nach Kuba aufzubrechen.

Mit dieser Geste wollten sie zeigen, dass „Kuba nicht allein ist“, und dem Imperialismus die Stirn bieten. Donald Trump hält den Druck auf die Insel aufrecht, indem er vor allem den Zugang zu Erdöl erschwert. Und weil ihm das nicht reichte, entfachte er einen Krieg, der den Zugang zu Brennstoffen für alle verteuert hat.

Für die Mitglieder der Flottille ist Kuba ein Beispiel für Widerstand. Über 60 Jahre Widerstand gegen die Angriffe des Imperiums. Sie verschweigen jedoch, dass wir nicht nur einem Handelsembargo standhalten, sondern auch einer Diktatur, die seit 67 Jahren jeden verfolgt, unterdrückt und politisch wie wirtschaftlich erstickt, der versucht, aus ihrem Rahmen auszubrechen.

Die Mitglieder der Flottille sind größtenteils junge Menschen. Aktivisten, Journalisten, Gewerkschafter und Politiker, die kommen, um ihren Antiimperialismus zu demonstrieren. Einige mit dem Flugzeug, andere mit kleinen Booten, die von Mexiko aus in See stachen. Insgesamt etwa 650 Teilnehmer aus 33 Ländern.

Sie stellten den Konvoi zusammen und nannten ihn „Nuestra América“ – in Anlehnung an José Martí's antiimperialistischen und lateinamerikanistischen Essay (1), der mit einem kraftvollen Satz beginnt:

„Der eitle Dorfbewohner glaubt, die ganze Welt sei sein Dorf.“

Einige der führenden Teilnehmer der Flottille hatten Mitte 2025 versucht, humanitäre Hilfe in den Gazastreifen zu bringen. Damals

glaubte ich ihnen, ich glaubte an die Edelmut ihrer Sache, denn dort gibt es tatsächlich eine Seeblockade, und sie wurden aufgehalten, inhaftiert und gefoltert.

Aber Kuba ist nicht Gaza, und einen Vergleich anzustellen bedeutet, die Lage der Palästinenser herunterzuspielen, die tatsächlich in Echtzeit unter einem Völkermord leiden, der von zwei Großmächten verübt wird: den USA und Israel.

In Kuba gibt es keine Seeblockade. Die Mitglieder der Flottille mussten keine Genehmigung der US-Behörden einholen, um einzureisen. Sie beantragten bei der kubanischen Regierung eine Genehmigung.

Und sie kamen an und quartierten sich in einem 5-Sterne-Hotel ein. Und während das Stromnetz zusammenbrach und kein Kubaner Strom hatte, hatten sie welchen. Und sie feierten und tranken Cristal Bier bei einem Konzert der irischen Band Kneecap.

Genau hier beginnt die Unzufriedenheit der Kubaner. Es liegt nicht daran, dass es uns stört, dass sie Hilfsgüter bringen, und auch nicht daran, dass sie linke Aktivisten sind oder sich als solche ausgeben. Das liegt daran, dass sie die Diktatur gutheißen, die uns ins Elend stürzt, während für sie Ressourcen bereitgestellt werden, die wir nicht haben.

Die Hilfe für Kuba hat nicht erst jetzt begonnen. Seit Beginn der Pandemie haben Nichtregierungsorganisationen und Verbände kubanischer Exilanten systematisch Spenden nach Kuba geschickt.

Ich zum Beispiel bin allergisch. Während der Pandemie waren die Medikamente, die zuvor schon knapp waren, gar nicht mehr erhältlich. Über die sozialen Medien habe ich dann das Projekt „Garaje Blanco“ kennengelernt. Sie verteilten Medikamente an alle,

die sie brauchten. Ich habe regelmäßig völlig kostenlos Loratadin oder Benadryl erhalten.

Auf dem Höhepunkt der Pandemie wurden nicht nur die Menschen, sondern auch die Krankenhäuser mit Medikamenten versorgt. Kubaner innerhalb und außerhalb Kubas setzten sich einer eventuellen Ansteckungsgefahr aus, um Medikamente zu beschaffen, – darunter auch solche, die besonders schwer zu bekommen waren –, und diese zu verteilen.

Auch wenn dieses Projekt inzwischen nicht mehr existiert – und ich glaube, dass seine Mitglieder gar nicht mehr auf der Insel leben –, haben diese Initiativen einen Meilenstein in Sachen zivilgesellschaftlicher und gemeinschaftlicher Organisation gesetzt.

Seitdem hat diese Arbeit nicht aufgehört. Vielleicht ist es nicht bekannt, weil diese Leute dies still und leise tun, ohne es in den sozialen Netzwerken zu verbreiten. Nur wenn Freiwillige gebraucht werden, die die Spenden vorbeibringen. In einigen Krankenhäusern wenden sich die Ärzte direkt an sie, um diese dringend benötigten Materialien anzufordern. Wenn etwas zu bezahlen ist, zahlen sie es aus eigener Tasche.

Das gilt für Botschaften, Wohltätigkeitsorganisationen und sogar für Touristen, die über die Lage Bescheid wissen und bescheidene Hilfsgüter schicken.

In den sozialen Netzwerken reicht es aus, einen dringenden Fall zu veröffentlichen, damit sich die internationale kubanische Gemeinschaft mobilisiert und in Rekordzeit eine spezialisierte medizinische Behandlung, Operationsmaterial und sogar Visa organisiert werden.

Zudem fordert die kubanische Diaspora seit Jahren von der

kubanischen Regierung, die Voraussetzungen für die Einrichtung eines humanitären Korridors zur Insel zu schaffen. Doch die Behörden haben dies unter dem Vorwand, diese Hilfe könne zu einer militärischen Intervention führen, entschieden abgelehnt.

Die Mitglieder des Konvois stellten jedoch keinerlei Bedrohung für das Regime dar. Deshalb wurden sie im Hafen von Havanna mit offenen Armen empfangen und die Türen des Gran Hotel Bristol standen ihnen offen, wo ein Croissant zum Frühstück 5 US-Dollar kostet. Früher kostete es mehrere tausend kubanische Pesos, aber jetzt wird in Dollar abgerechnet. Das durchschnittliche Gehalt eines Kubaners reicht im Durchschnitt für drei dieser Croissants pro Monat.

Während ihres Aufenthalts auf der Insel absolvierte diese Gruppe die Standardroute des „Revolutionären Tourismuspakets“.

Dazu gehört der Besuch eines Krankenhauses, das trotz der brutalen Blockade weiterhin Patienten versorgt, einer Fakultät der Universität, um mit jungen Studierenden zu sprechen, einer Schule für Kinder mit besonderen Bedürfnissen, die zeigt, dass die Revolution für alle da ist, einer kulturellen Veranstaltung, denn die Revolution ist auch Kunst, und natürlich einer vertikalen Gartenanlage, um Lebensmittel für das kubanische Volk anzubauen und zu produzieren.

Sie entschieden nicht selbst, welche Orte sie besuchten; das Basispaket umfasst Einrichtungen, die von den Behörden für solche Fälle ausgewählt wurden.

Das ist nichts Neues. Das kubanische Regime lädt häufig seine Verbündeten aus aller Welt ein und führt sie auf eine Tour durch die Errungenschaften der Revolution. Die andere Seite der Tour sind Partys, Diskotheken, Mojitos, Handel mit Zigarren, Lobbyismus und Prostitution.

Und das ist schon seit vielen Jahren so. Sie erleben die Erfahrung des Widerstands, leben aber nicht in Kuba. Sie kritisieren das Embargo, erwähnen jedoch nicht die Diktatur. Sie treffen sich mit den politischen Führungskräften, die 1.200 politische Gefangene in Haft halten.

Deshalb kommen sie nach Kuba und deshalb ignorieren sie bewusst, dass die kubanische Realität weitaus komplexer ist als das Embargo.

Denn das würde den heroischen Charakter der Aktion zunichte machen, und sie könnten nicht behaupten – wie der italienische Organisator Michele Curto – dass sie dies auch für sich selbst tun und dass er den Kubanern keine Moralpredigten halten wolle, aber dass er „nicht einmal 15 Tage [der Blockade] ausgehalten hätte“, womit er – so interpretiere ich es – andeutete, dass er, wäre er Kubaner, gegen die Vereinigten Staaten kämpfen würde.

Es ist ihnen völlig egal, das Image einer Diktatur aufzupolieren, zu wissen, dass Hilfgelder in der Vergangenheit oft in den Dollar-Läden gelandet sind, oder sich mit Mariela Castro, der Tochter von Raúl, zu treffen, die „Nieder mit dem Antiimperialismus“ ruft.

Während der Tour fahren sie durch ein Havanna ohne Strom und singen „La Guantanamera“ in einem Elektrofahrzeug, das eigentlich dazu gedacht war, Kinder zur Schule zu bringen.

Sie essen gut, trinken das Wasser, das in Millionen kubanischen Haushalten fehlt, und haben obendrein die Frechheit zu behaupten, dass bei den Protestaktionen, die die Einwohner Havannas seit Wochen veranstalten, ein Ende der Blockade gefordert werde, wenn die Menschen „Freiheit“ oder „Nieder mit dem Kommunismus“ rufen.

Sie verlassen die Hauptstadt nicht; die Hilfsgüter erreichen die anderen 14 Provinzen nicht. Sie sehen

nicht das wahre Grauen außerhalb dieser „wunderbaren Stadt“, dort, wo die Menschen übermäßig gealtert sind und Hunger und Erschöpfung ihre Gesichter prägen.

Und rund um das Hotel, wo man die „Folgen“ der „kriminellen Blockade“, die man eigentlich „bekämpfen“ wollte, gar nicht spürt, versammeln sich uralt aussehende Busse voller angeblicher Arbeiter – die aber durchaus auch zu den Repressoren gehören könnten – sowie ein riesiges Sicherheitsaufgebot, das eines Landes nicht würdig ist, in dem theoretisch niemand protestiert oder gegen die Regierung ist.

Materielle Hilfe reicht natürlich nicht aus, um ein Land aus der extremen Armut zu befreien. Aber wenn es ihnen wirklich darum ginge, zu helfen, hätten sie bei der Müllsammlung mithelfen, in Krankenhäusern aushelfen oder den Tausenden von Kindern, die keine Lehrer haben, Unterricht geben können.

Die Hilfe wirkt nicht uneigennützig, wenn sie Annehmlichkeiten genießen, die mit unseren Steuern und mit Überweisungen aus dem Ausland finanziert werden. Es ist nicht uneigennützig, wenn sie ein spektakuläres Erlebnis mitbringen, das nach einem vorgefertigten Drehbuch abläuft, und mit dem sie in ihren sozialen Netzwerken oder für ihre politische Karriere punkten können.

Es besteht kaum Interesse am kubanischen Volk, wenn man seine Lebensrealität leugnet – den Müll, den Hunger, das Chaos, das Leid – und behauptet, dies sei „eine Übertreibung der westlichen Medien“.

Und obwohl ich nicht an den guten Absichten einiger zweifle, habe ich nur das gesehen. Sie kommen in einem Themenpark des Widerstands an, filmen unser Elend, um später in ihren gemütlichen Spezialitätencafés davon zu erzählen, wie schwer es ihnen gefallen

sei, das Leid der Kubaner mitanzusehen, und wie glücklich die Kinder gewesen seien, als sie für einen Keks getanzt hätten.

Sie, die zum Widerstand aufrufen, unterscheiden sich nicht wesentlich von der Rechten, die mehr Druck auf Kuba fordert. Auch sie sind eitle Dorfbewohner, die glauben, die ganze Welt sei ihr Dorf.

Redaktionelle Anmerkung: Dieser Text wurde von der Autorin exklusiv für Manova verfasst, von Elisa Gratias aus dem Spanischen übersetzt und vom Manova Korrektoratsteam lektoriert.



Anyi Romera, Jahrgang 2001, ist Kubanerin, Musikliebhaberin und Journalistin. Sie lebt zwischen Holguín und Havanna und schreibt über das, was sie bewegt und umgibt. Sie hat mit Zeitschriften wie **Tablas**, **AM:PM Magazine** und **Tunturuntu** zusammengearbeitet, die sich dem Theater, der Musik und der Kunst in Kuba widmen. Sie schreibt, um an das zu erinnern, was ihr Land manchmal zu vergessen scheint.